

BENJAMIN MEE
Wir kaufen einen Zoo

Buch

»Es waren Unterlagen eines ganz normalen Immobilienmaklers. Dad war gestorben, und Mum wollte unser Elternhaus verkaufen und etwas Kleineres beziehen. Wäre Dad noch am Leben gewesen, hätte er vermutlich eine Wohnung mit doppelt verglasten Fenstern in Cheltenham vorgeschlagen, in Laufnähe zur Bibliothek, aber bitte ohne Garten, um den man sich kümmern musste. Mum hingegen war schon immer ein bisschen wagemutiger gewesen. Und so hätte die Maklerbroschüre mit der Anzeige für einen zwölf Hektar großen Tierpark in Devon in keinem geeigneteren Haushalt landen können. Für annähernd den gleichen Preis, den ihr Haus in Surrey erzielen würde, konnte Mum die neue Besitzerin des Dartmoor Wildlife Park werden. Wir würden mit ihr dort einziehen und uns von nun an der Pflege von zweihundert wilden Tieren widmen.

Anfangs war es nur eine Schnapsidee, doch irgendwie ließ sie uns nicht mehr los. Und schließlich kamen mein Bruder Duncan und ich zu dem Schluss, dass es genau diese Schnapsidee hatte sein müssen, für die wir bereit waren, unser Leben noch einmal komplett neu zu beginnen.«

Benjamin Mee im Guardian, Juni 2007

Autor

Benjamin Mee studierte Psychologie und Wissenschaftsjournalismus. Mit seiner Familie lebte er einige Jahre in Frankreich. Er schrieb zahlreiche Artikel, u. a. für den *Guardian*, und veröffentlichte ein Buch über Humor bei Tieren und Menschen. Seit 2006 lebt Mee mit seiner Familie inmitten des Dartmoor Zoological Park, der im Sommer 2007 wiedereröffnete.

Benjamin Mee

Wir kaufen einen Zoo

Eine ganz normale Familie und ein verrückter Traum

Deutsch von Theda Krohm-Linke

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2008
unter dem Titel »We Bought a Zoo«
bei HarperCollinsPublishers, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Februar 2012 im Blanvalet Verlag, München,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © der Originalausgabe 2008 by Benjamin Mee
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009 by Blanvalet Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: Tertia Ebert

Umschlagfoto: © 2011 Twentieth Century Fox Film Corporation.

All Rights Reserved.

lf · Herstellung: sam

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37641-4

www.blanvalet.de

Prolog

1

Am Anfang

11

Das Abenteuer beginnt

33

Die ersten Tage

73

Die mageren Monate

99

Katherine

145

Die neue Mannschaft

185

Die Tiere übernehmen den Zoo

227

Geld ausgeben

263

Der Tag der Eröffnung

301

Epilog

313

PROLOG

Es war gegen sechs Uhr am Abend des 20. Oktober 2006, als Mum und ich den Dartmoor Wildlife Park in Devon zum ersten Mal als die neuen Besitzer betraten. Wir stiegen in der nebelverhangenen Dunkelheit aus dem Auto, und die Wölfe heulten. Mein Bruder Duncan hatte zu unserer Begrüßung im Haus für Festbeleuchtung gesorgt. Aus jedem einzelnen Fenster drang ein heller Schein hinaus in den Dunst. Duncan erwartete uns bereits an der Haustür und brach mir fast die Knochen, als er mich umarmte. Mit Mum ging er wesentlich sanfter um.

Wir hatten einen Tag länger als geplant mit den Anwälten in Leicester zubringen müssen, da ein paar Dokumente nicht rechtzeitig eingetroffen waren und erst per Motorrad über die Autobahn herbeigeschafft werden mussten. Duncan war es in der Zwischenzeit gelungen, Mums gesamte Einrichtung aus Surrey in drei Möbelwagen anliefern zu lassen. Er hatte auch acht Möbelpacker organisiert, die aber tags darauf schon wieder einen anderen Auftrag hatten. Während wir aufgrund der fehlenden Dokumente noch nicht da sein konnten, standen die Packer zunächst untätig in der Einfahrt

WIR KAUFEN EINEN ZOO

zum Park herum, bis der Anwalt des Vorbesitzers Duncan schließlich erlaubte, die Wagen vorläufig abladen zu lassen, wenn auch nur in zwei Zimmer (wovon eines die übel riechende Küche im vorderen Teil des Gebäudes war).

Jetzt also bahnten wir drei uns staunend einen Weg durch die Kistentürme in die hintere Steinbodenküche, die unserer Meinung nach eines Tages einen hervorragenden Tier-OP abgeben würde. Ein riesiger alter Holztisch, der zwanzig Jahre lang in der Garage meiner Eltern sein Dasein gefristet hatte, war in dem angemessen großen Raum aufgestellt worden und kam hier endlich zur Geltung. Er steht noch heute da und dient uns inzwischen als Esstisch, aber an jenem ersten Abend hatte er einen gewaltigen symbolischen Wert. Die hintere Speisekammer stand unter Wasser – mitsamt den Kisten und Teppichen, die Duncan dort zwischengelagert hatte. Während er sich daranmachte, den Abfluss zu reinigen, fuhr ich zu einem chinesischen Take-away, den ich von der Autobahn aus gesehen hatte. Und dann nahmen wir unser erstes gemeinsames Essen in unserem neuen Haus ein. Wir waren alle ein wenig zittrig, aber bester Laune. Und es war ein tröstlicher Gedanke, dass wir zumindest einen guten Chinesen in der Nähe hatten.

Als Mum sich schlafen gelegt hatte, gingen Duncan und ich hinaus in den nebligen Park, um wirklich zu begreifen, was wir getan hatten. Im Strahl der Taschen-

PROLOG

lampe blitzten uns immer wieder Augen entgegen. Da wir uns noch nicht vergegenwärtigt hatten, wie der Park angelegt war, trug die Frage, welches Tier uns da gerade anblickte, wesentlich zur Atmosphäre bei. Wir wussten nur, wo die Tiger untergebracht waren, und so schlugen wir den Weg zu ihrem dringend renovierungsbedürftigen Gehege ein, um uns vom Zustand der Zaunpfosten zu überzeugen. Da gerade keiner der Tiger in Sicht war, kletterten wir über die Absperrung und begannen, im Schein der Taschenlampen die Pfosten zu begutachten, die den Eisenzaun hielten. Wir kratzten ein wenig an dem Holz, und erleichtert stellten wir fest, dass es nur an der Oberfläche verrottet und darunter noch beruhigend hart war. Wir waren so vertieft in unsere Untersuchung, dass wir, als wir uns schließlich wieder aufrichteten, erschrocken feststellten, dass inzwischen alle drei Tiger, nur wenige Meter von uns entfernt, sprungbereit im Gehege lauerten. Sie starrten uns aufmerksam an – so als wären wir ihr Abendessen.

Es war fantastisch. Die drei Tiere – prachtvolle Bestien – hatten sich, ohne dass wir irgendetwas davon mitbekommen hatten, ganz nahe an uns herangeschlichen. Jedes von ihnen war größer als wir beide zusammen, und doch hatten sie sich völlig geräuschlos bewegt. Wenn wir im Dschungel beziehungsweise in der sibirischen Tundra gewesen wären, hätten wir sie erst bemerkt, wenn sich uns eines der großen Mäuler um den Hals gelegt hätte.

WIR KAUFEN EINEN ZOO

Der eisige Blick, mit dem sie uns musterten, imponierte uns zutiefst. Dann gähnte eine dieser riesigen, muskulösen Raubkatzen – offensichtlich war ihr klar geworden, dass das Ganze aufgrund der Umstände (also wegen des Zauns zwischen uns) nur eine Kostümprobe gewesen sein konnte. Sie zeigte uns ihre messerscharfen, gebogenen Reißzähne und wandte sich dann ab. Wir waren immer noch sehr beeindruckt.

Als wir zum Haus zurückgingen, hoben die Wölfe erneut zu ihrem markerschütternden Nachtgeheul an, begleitet von den Rufen der Eulen (es gab etwa fünfzehn auf dem Gelände), dem gelegentlichen Schrei eines Adlers und dem Warnruf der Meerkatzen, als wir an ihrem Käfig vorüberkamen. Das hier war das richtige Leben, dachten wir. Wir mussten uns nur noch klar darüber werden, wie wir es in Zukunft gestalten wollten.

Eine schier unglaubliche Reise lag bereits hinter uns. Einerseits war dieser Abend das Ende einer langen, gewundenen Straße. Andererseits bedeutete er aber auch einen Neubeginn für unsere ganze Familie. Mein eigener Teil der Geschichte begann in Frankreich.

AM ANFANG ...

L'Ancienne Bergerie, Juni 2004, und das Leben war schön. Meine Frau Katherine und ich hatten unsere Wohnung in London verkauft und zwei wunderschöne Natursteinscheunen in Südfrankreich erworben, wo wir uns von Baguette, Käse und Wein ernährten. Der Ort, in dem wir uns niedergelassen hatten, lag zwischen Nîmes und Avignon im Languedoc – der Provence des armen Mannes, der Gegend mit dem geringsten Niederschlag in ganz Frankreich. Ich schrieb eine Ratgeberkolumne für den *Guardian* und zwei weitere für die Zeitschrift *Grand Designs* und arbeitete außerdem an einem Buch über Humor bei Tieren, einem Projekt, das viel Zeit und eine ersprießliche Umgebung erforderte. Und beides hatte ich hier.

Unsere beiden Kinder, Ella und Milo, zweisprachig aufgewachsen und sonnenverwöhnt, spielten mit kleinen Kätzchen in der Sicherheit eines großen, mauerumsäumten Gartens, jagten Grashüpfer und liefen über die Wiesen, auf denen hier und da auch noch Weizen wuchs, der sich in den Zeiten, als unsere Scheunen noch zu einem Bauernhof gehörten, selbst ausgesät hatte.

Es war großartig, und so langsam fühlten wir uns wirklich heimisch. Wir hatten unsere spärlichen fünf-

WIR KAUFEN EINEN ZOO

undsechzig Quadratmeter mitten in London eingetauscht gegen zwölfhundert Quadratmeter auf dem Land in Südfrankreich. Zwar waren von hier aus Marks & Spencer, die South Bank oder das British Museum nicht mehr ganz so gut zu erreichen, aber dafür dauerte der Sommer jetzt von März bis November, und der gleiche Wein, für den wir bei Tesco acht Pfund bezahlt hatten, kostete hier nur drei Euro fünfzig. Zur einheimischen Kultur gehörten frisch gegrillte Forellen und die salzigen Würstchen aus den Cevennen im Norden, dazu Rosé mit Eiswürfeln, die in der südlichen Hitze viel zu schnell schmolzen. Es war ein Traum.

Zehn Jahre hatte es gedauert, bis wir uns – beruflich wie finanziell – diese perfekte Umgebung leisten konnten. Nun lebten wir wie Bauern in halb verfallenen Schuppen in einem Dorf voll waschechter Bauern. Ich galt als der verrückte Engländer, und die französische Landbevölkerung, die mir tolerant, freundlich und höflich entgegenkam, hegte nicht wenige Vorurteile gegen mich.

Katherine hingegen, die ich in jenem April nach neun gemeinsam verbrachten Jahren geheiratet hatte (ich hatte gewartet, bis sie die Hoffnung vollends aufgegeben hatte), war der Liebling des Dorfes. Schön und umsichtig, höflich, freundlich und anmutig, wollte sich unbedingt in die Dorfgemeinschaft einfügen. Sie setzte alles daran, ihr Französisch, das sie bereits am College gelernt hatte, zu vervollkommen, um nicht nur in der

Umgangssprache fit zu sein, sondern auch das Pariser Französisch und die Verwaltungssprache zu beherrschen. Auf diese Weise konnte sie sich mit dem Galeriebesitzer im nahegelegenen Uzès ebenso fließend über das Steuerformular austauschen, das er ausfüllen musste, um eine Skulptur von Elizabeth Frink zu erwerben (die sie im Übrigen einmal kennengelernt und interviewt hatte), wie sie mit den anderen Müttern im Dorf über die ärztliche Versorgung in Frankreich lamentieren konnte.

Mein Französisch dagegen verbesserte sich nur minimal in unserer Zeit dort, obwohl ich mir wirklich Mühe gab. Aber ich ging eben zu Bett, wenn die Bauern aufstanden, und unterhielt mich selten mit jemandem – und wenn, dann nur um die Dorfbewohner in geradebrechtem Französisch mit schlecht formulierten Fragen über das Heimwerken zu quälen. Sie zogen alle eindeutig meine Frau vor.

Diese Idylle hatte natürlich ihren Preis. Wir hatten unsere geliebte, aber winzige Wohnung in London verkaufen müssen, um die zwei verfallenen Scheunen mit Böden aus festgetrampeltem Lehm und Schafskot erwerben zu können. Da keine von beiden über einen Wasser- oder Stromanschluss verfügte, hatten wir nicht direkt einziehen können. Deshalb wechselten wir in der Woche des Vertragsabschlusses auch innerhalb des Ortes aus einem hübschen Naturstein-Ferienhaus, das zu Beginn der Reisesaison dreimal so teuer wurde, in

eine wesentlich weniger schöne Unterkunft direkt an der Hauptstraße. Es gab dort keine Möbel, und auch wir besaßen keine, da wir vor knapp zwei Jahren in der Absicht nach Frankreich gekommen waren, nur sechs Monate zu bleiben. Man kann mit Fug und Recht behaupten, dass dies eine anstrengende Zeit war.

Deshalb führte ich es auch auf Stress zurück, als Katherine immer häufiger Migräne bekam und nicht mehr wie ein Wirbelwind umherrante. »Geh zum Arzt, oder fahr zu deinen Eltern, wenn du mir hier nicht helfen kannst«, schlug ich wenig mitfühlend vor. Dass es etwas Ernstes war, hätte mir allerspätestens klar werden müssen, als wir in die Stadt fahren, um Möbel für die Kinderzimmer zu kaufen, und sie im Auto auf einmal die Wörter nicht mehr deutlich aussprechen konnte. Wir riefen sofort bei Freunden an, die ebenfalls unter Migräne litten, aber die versicherten uns, das sei durchaus ein normales Symptom für diese Erkrankung, die oft von Stress herrührt.

Schließlich aber ging Katherine doch zum Arzt, und ich erwartete sie zu Hause mit Schmerzmitteln bewaffnet zurück. Stattdessen jedoch rief sie an, um mir zu sagen, dass der Arzt sie noch am selben Abend zur Kernspintomographie schicken wollte. In dieser Phase machte ich mir noch keine allzu großen Sorgen, weil die Franzosen bekannt für ihre Hypochondrie sind. Wenn man mit einer laufenden Nase in die Praxis kommt, verschreibt einem der Arzt garantiert einen Sack voll Me-

dikamente (am liebsten Zäpfchen). Die Kernspintographie kam mir vor wie eine typisch französische Überreaktion; unbequem – aber sie musste gemacht werden.

Katherine ließ sich von unserer Freundin Georgia ins Kreiskrankenhaus bringen, das gut dreißig Kilometer entfernt war, und erneut wartete ich darauf, dass sie nach Hause kam. Und dann kam der Telefonanruf, mit dem niemand je rechnet. Georgia war am Apparat und stammelte, es sei etwas Ernstes. »Sie haben etwas gefunden«, sagte sie immer wieder. »Du musst herkommen.« Zuerst hielt ich das Ganze für einen schlechten Scherz, aber Georgia war tatsächlich völlig außer sich.

Wie benommen sorgte ich dafür, dass eine Nachbarin sich um die Kinder kümmerte, während ich mir ihren unglaublich heruntergekommenen Honda Civic auslieh und mich in der Dunkelheit auf den Weg über die unvertrauten Landstraßen machte. An dem Wagen leuchtete nur noch ein Scheinwerfer, es gab weder einen dritten noch einen Rückwärtsgang, und auch die Bremsen funktionierten mehr schlecht als recht. Mir war klar, dass ich einen Unfall haben und mich schwer verletzen könnte, wenn ich nicht höllisch aufpasste. Ich fuhr über eine Abfahrt hinaus und musste aussteigen, um das Auto zurückzuschieben, aber schließlich schaffte ich es bis zum Krankenhaus und stellte die Karre auf dem leeren Besucherparkplatz ab.

Georgia war in Tränen aufgelöst, und nachdem ich sie

nach Hause geschickt hatte, tat ich mein Bestes, um eine blasse, geschockte Katherine zu beruhigen. Ich hoffte immer noch, dass das Ganze ein Irrtum wäre, dass es eine einfache Erklärung für alles geben würde, die man in der Eile nur übersehen hatte. Aber als ich die Aufnahme sah, konnte selbst ich erkennen, dass im linken Scheitellappen ein Knoten von der Größe eines Golfballs saß. Ich habe vor langer Zeit Psychologie studiert, so dass die Kernspintomographie-Aufnahmen mir nicht völlig fremd waren. Immer noch versuchte ich verzweifelt, eine andere Erklärung für diese Anomalie zu finden. Aber es gab keine.

Wir verbrachten die Nacht im Krankenhaus und sprachen uns gegenseitig Mut zu. Am Morgen wurde Katherine mit dem Helikopter nach Montpellier gebracht, der nächstgelegenen (und wahrscheinlich besten) neurologischen Abteilung in ganz Frankreich. Als ich sah, wie sie in den Helikopter gehoben wurde, wurde mir überhaupt erst klar, was passiert war. Und als ich mit dem Wagen die *autoroute* entlangraste, trat der Schock richtig ein. Ich konnte mich kaum aufs Fahren konzentrieren. Meine Gedanken drehten sich im Kreis.

Der Parkplatz des riesigen Gui-de-Chauliac-Krankenhauses war hoffnungslos überfüllt, und mir blieb nichts anderes übrig, als entgegen allen Verkehrsregeln halb auf dem Bordstein zu parken. Der Pförtner drohte mir missbilligend mit dem Finger, aber ich glaube, wenn er sich mir in den Weg gestellt hätte, hätte ich ihm den Arm ge-

AM ANFANG ...

brochen. Ich musste in die Neurologie im fünften Stock, und daran würde mich niemand hindern. In jenem Augenblick wurde mir klar, dass man den emotionalen Aufruhr von Menschen in Krankenhäusern nie unterschätzen sollte. Normale Regeln gelten nichts mehr. Bei mir drehte sich alles nur noch darum, Katherine zu finden und zu erfahren, was als Nächstes passieren würde.

Katherine saß in einem gelben Krankenhausnachtshemd auf einem Bett mit Rollen und sah verwirrt und bestürzt aus. Sie wirkte verletztlich, zugleich aber auch edel und stoisch bereit zu allem, was immer man von ihr verlangen mochte. Schließlich sagte man uns, dass sie in ein paar Tagen operiert werden sollte. In der Zwischenzeit bekäme sie hohe Dosen von Steroiden, die die Entzündung um den Tumor herum abklingen ließen, damit man ihn leichter würde entfernen können.

Am schlimmsten war es zuzusehen, wie sie im Rollstuhl durch die Gänge geschoben wurde. Sie saß in ihrem am Rücken offenen Nachthemd aufrecht da und starrte mit ruhiger, verwirrter Würde vor sich. Die Formalitäten waren erledigt, wir waren am richtigen Ort, die Kinder waren versorgt, und jetzt hatten wir drei Tage lang Zeit, uns an die neue Realität zu gewöhnen. Ich verbrachte die meiste Zeit im Krankenhaus mit Katherine oder am Telefon in der Lobby, um Freunden und Verwandten Bescheid zu sagen. Die Anrufe verliefen alle nach einem ähnlichen Muster; ungläubige Ausrufe, gefolgt von Schock und oft auch Tränen. Nach drei Ta-

gen war ich ein alter Hase und konnte die Leute durch die einzelnen Phasen hindurchführen.

Endlich kam der Freitag, und Katherine wurde für die Operation vorbereitet. Ich durfte sie in den Wartebereich vor dem OP begleiten, ein modernes Atrium mit Bäumen, deren rote und braune Blätter im Sonnenlicht wie Buntglas funkelten – typisch französisch eben. Einfach schön. Uns blieb nicht mehr viel zu sagen, und als ich sie zum Abschied küsste, wusste ich nicht, ob ich sie überhaupt lebend wiedersehen würde.

Im letzten Moment fragte ich den Chirurgen, ob ich bei der OP zuschauen dürfte. Da ich früher als Medizinjournalist gearbeitet hatte, war ich schon bei Operationen dabei gewesen, und ich wollte wenigstens genau wissen, was mit Katherine geschah. Statt mein Ansinnen befremdlich zu finden, war der Arzt entzückt. Er galt als einer der besten Neurochirurgen in Frankreich, aber ich bin überzeugt davon, dass er zumindest leicht autistisch war. Zum ersten und letzten Mal in unseren Gesprächen blickte er mir direkt in die Augen und lächelte, als wollte er sagen: »Ach, Sie lieben Tumoren also auch?« Emphatisch stellte er mich seinem Team vor. Der Anästhesist war weit weniger beeindruckt von meiner Idee, und da er mich sichtlich alarmiert ansah, machte ich sofort einen Rückzieher. Ich wollte auf keinen Fall, dass jemand durch meine Anwesenheit abgelenkt würde. Daraufhin sackten die Schultern des Neurochirurgen hinab, und das Funkeln in seinen Augen erlosch.

AM ANFANG ...

Die Operation war ein voller Erfolg, und als ich Katherine ein paar Stunden später in der Aufwachstation in Empfang nahm, war sie bei Bewusstsein und lächelte mich an. Allerdings erklärte mir der Chirurg, das Gewebe, das er entfernt habe, gefiele ihm ganz und gar nicht. »Der Tumor wird zurückkommen«, unkte er. Ich war jedoch so erleichtert, dass meine Frau die Operation überlebt hatte, dass ich seine Äußerung erst einmal in meinem Hinterkopf vergrub und mich stattdessen um die Familie, die Chemotherapie und die Bestrahlung für Katherine kümmerte.

Katherine empfing Besucher – auch die Kinder – auf der makellosen, mit Palmen und Pinien bestandenen Rasenfläche vor ihrer Station. Zuerst saß sie noch im Rollstuhl, aber bald schon hockte sie in der Sonne auf dem Rasen, einen Seidenschal um ihren Kopfverband gewickelt. Sie sah so schön und entspannt aus wie immer, als wäre sie die Gastgeberin eines ausgelassenen Picknicks. Unsere guten Freunde Phil und Karen waren im Urlaub in Bergerac, sieben Stunden Fahrt nördlich von uns, aber auch sie kamen uns sofort besuchen, und es war rührend mitanzusehen, wie ihre und unsere Kinder in dieser idyllischen Umgebung spielten, als wäre nichts gewesen.

Nach eingehenden Recherchen im Internet war bald klar, dass der Tumor erneut wachsen würde. Die britischen und amerikanischen *Medical Associations* und jede einzelne Krebsforschungsorganisation, die ich anrief,

sagten, sobald ich das Glioblastom vierten Grades erwähnte, alle übereinstimmend das Gleiche: »Es tut uns so leid.«

Ich versuchte, über meine alten Kontakte auch gute Nachrichten über Katherines Erkrankung herauszufinden, die vielleicht nur noch nicht den Weg in die Fachliteratur gefunden hatten, aber es gab keine. Die mittlere Überlebensdauer – der Zeitpunkt, an dem fünfzig Prozent der Patienten verstorben sind und fünfzig Prozent noch leben – lag gemäß jeder einzelnen Quelle bei knapp zehn Monaten ab dem Zeitpunkt der Diagnose. Die Durchschnittszahlen variierten nur leicht. Am erschreckendsten war die Überlebenswahrscheinlichkeit über drei Jahre hinaus: Da lebten nur noch drei Prozent der Patienten. Es sah also nicht gut aus, obwohl Katherine sich von ihrer Schädeloperation schnell erholte und schon bald mit der Bestrahlung und der Chemotherapie anfangen konnte. Die Personen, die bei dieser Art Erkrankung am längsten überleben, sind junge, gesunde Frauen mit einem aktiven Geist – und das traf hundertprozentig auf Katherine zu. Und bei aller Tragik gab es einige vielversprechende Forschungsansätze, die vielleicht rechtzeitig Hilfe bringen würden.

Katherine kam aus dem Krankenhaus in ein völlig leeres Haus. Aber der ganze Ort war unglaublich hilfsbereit. Ihre Eltern und Geschwister waren da, und an unserem ersten Tag zu Hause klopfte es ans Fenster. Es war Pascal, unser Nachbar, der uns einen Esstisch mit sechs

Stühlen hereinschob und anschließend noch eine Kasserolle mit einem warmen Essen daraufstellte.

Wir versuchten, wieder ein halbwegs normales Leben aufzunehmen, richteten uns auf dem staubigen Speicher ein Büro ein, schrieben Behandlungspläne für Katherine und arbeiteten weiter an dem Buch mit meinen Ratgeberkolumnen, das Katherine gerne layouts wollte.

In der Zwischenzeit lag unser Renovierungsprojekt, die beiden Scheunen, die uns mit Leichtigkeit die nächsten zehn Jahre auf Trab halten konnten, brach. Uns fehlte das Geld, um sie zu restaurieren, aber ehrlich gesagt war ich damals ohnehin mehr damit beschäftigt, Katherine das Leben so schön wie möglich zu machen, zumal sie ja nach Meinung der Ärzte nicht mehr lange zu leben hatte. Ich versuchte, nicht daran zu glauben, und unsere Hoffnung wuchs Monat um Monat mit jedem neuen Untersuchungsergebnis.

Katherine war am glücklichsten, wenn sie arbeiten konnte und wusste, dass es den Kindern gut ging. Mit ihrer üblichen Effizienz richtete sie sich ihr eigenes kleines Büro ein Stockwerk unter mir ein und begann, zu zeichnen und Layouts zu entwerfen. Sie kümmerte sich auch um unsere französischen Angelegenheiten, fuhr die Kinder zur Schule und empfing den nicht enden wollenden Strom von Besuchern, die ihr Glück wünschen wollten und gelegentlich auch über Nacht blieben. Ich schrieb weiter meine Kolumnen und recherchierte für mein Tierbuch, was mitunter mühsam

und langwierig war, weil die Internetverbindung immer wieder zusammenbrach.

Die Kinder liebten die Scheunen, und so beschlossen wir schließlich, dort einzuziehen und darin zu wohnen, so gut es eben ging. Wir investierten unsere letzten Ersparnisse in ein kleines Holzhaus – immer noch größer als unsere Londoner Wohnung –, das wir in die geräumigere der beiden Scheunen hineinsetzten. Da der Bau meine Heimwerkerfähigkeiten bei Weitem überstieg, ich aber auch den französischen Dorfbewohnern, die zwar liebenswürdig waren, doch viel zu gerne ausgiebig Mittagspause machten, nicht so recht über den Weg traute, holten wir uns Unterstützung in Form von Karsan, einem angloindischen Freund aus London und Meister in jedwedem Handwerk. Er war noch nicht ganz da, als er auch schon mit großen Schritten die Grundfläche abmaß und verlangte, in eine Holzhandlung gefahren zu werden. Innerhalb von dreißig Tagen machte Karsan das Haus bewohnbar: zwei Schlafzimmer, fließend Wasser, Stromanschluss und sogar ein richtiges Badezimmer inklusive Toilette mit Wasserspülung.

Ich stand ihm dabei nur im Weg. Mit ein wenig Erfahrung auf Baustellen und immerhin schon vier Jahren Heimwerkerkolumnen aus meiner Feder dachte ich, ich könnte Karsan mit meinem Wissen, meinem Arbeitsethos und meinem ansehnlichen Werkzeugarsenal beeindruckend, aber das gelang mir nicht.

»Dein Werkzeug ist ja völlig unbenutzt«, stellte er fest.

»Nein, nur *wenig* benutzt«, erwiderte ich.

»Wenn jemand mit solchem Werkzeug für mich arbeiten wollte, würde ich ihn gleich wieder wegschicken«, erklärte er. »Aber mal ernsthaft – ich arbeite hier ganz allein. Gibt es denn niemanden hier im Dorf, der mithelfen könnte?«, beschwerte er sich.

»Äh, ich helfe dir doch, Karsan«, sagte ich, und das tat ich auch. Ich war jeden Tag da, schleppte Holzbalken, sägte Bretter zurecht und tat mein Bestes, um von diesem multitalentierten Baumeister zu lernen. Allerdings muss ich zugeben, dass ich auch ein paar Stunden am Tag mit meiner Schreifarbeit Geld verdienen musste – Zeitungsverleger lieben es nicht gerade, wenn man Beiträge zu spät schickt, und Entschuldigungen wie: »Ich musste mir die Betonmischmaschine von Monsieur Roget ausleihen und für Karsan im Baumarkt dolmetschen«, funktionieren einfach nicht.

»Alles muss ich alleine machen«, lamentierte Karsan immer wieder, und schließlich gelang es mir, kurz bevor der Monat um war, einen Bauunternehmer aus dem Ort zu überreden, ihm zur Hand zu gehen. Er bestand zwar auf dreistündigen Mittagspausen und anderen Zugeständnissen, aber er leistete auch harte Arbeit in den verbleibenden Tagen. Unsere glamouröse Freundin Georgia, eine der englischen Mums, die wir gleich nach unserer Ankunft kennengelernt hatten, half ebenfalls viel und beeindruckte Karsan mit ihrem Klempnerkenntnissen, ihren hohen Absätzen und ihrem tie-



Benjamin Mee

Wir kaufen einen Zoo

Eine ganz normale Familie und ein verrückter Traum

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-37641-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: April 2012

Eine mitreißende Familiengeschichte: von einem Vater, der über Nacht zum Zoodirektor wurde!

Vor die Wahl gestellt, unter der Sonne Südfrankreichs fünf gerade sein zu lassen oder aber einen heruntergewirtschafteten Zoo mitsamt Tieren vor dem sicheren Untergang zu bewahren, kann sich nur ein verrückter Engländer für Letzteres entscheiden. Benjamin Mee fackelte nicht lange – und zauberte aus den Ruinen des Tierparks Dartmoor eine blühende Zoolandschaft, die heute zu den beliebtesten Attraktionen Englands zählt. Vom Leben mit Tieren – im eigenen Zoo!

 [Der Titel im Katalog](#)